



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Franz Grillparzer

Keiter, Heinrich

Hamm i. W., 1891

I.

urn:nbn:de:hbz:466:1-15085

Franz Grillparzer.

Ein Gedenkblatt zum 15. Januar 1891

von

Heinrich Heiter.

I.

Man liebt es nach dem Ausspruch eines geistreichen Mannes, Deutschland das Land der Dichter und Denker zu nennen. In gewissem Sinne ist das wahr, denn wohl nirgend in der Welt dichten schon die Kinder in der Wiege und nirgend blüht die Saat rasch verfliegender Gedanken üppiger, als in unserem Vaterlande. Der große Dichter, mit dessen Namen diese Blätter geschmückt sind, war indessen nichts weniger als erbaut von der fast tropischen Vegetation der deutschen Litteratur; er gestand freimütig, daß er sie „recht gern habe“, wenn er sich aber einmal erfrischen wolle, gehe er lieber in die ewig grüne Heimat Shakespeares oder nach dem sonndurchglühten Spanien. Er dachte sehr gering von der deutschen Litteratur, zumal seiner zeitgenössischen und hatte große Freude daran, sie durch völlige Nichtbeachtung allmählich in nebelhafter Ferne zerfließen zu sehen. Nichtsdestoweniger oder vielleicht eben deshalb beanspruchte er einen hohen Platz in der verachteten deutschen Poesie und verlangte, wenn auch in gehörigem Abstand, nach Goethe und Schiller genannt zu werden.

Ob die Litteraturgeschichte ihm diesen Platz anweisen wird, ist fraglich; mindestens wird er ihn nicht allein behaupten, sondern mit anderen teilen müssen. Das wild gährende Genie Grabbe's, die machtvolle Individualität Hebbel's dürften sich mit ihm in einen Wettstreit einlassen können, dessen Ausgang mit einer Niederlage der beiden Rivalen wohl nicht enden würde.

Aber es ist im ganzen ein müßiger Streit zu fragen, in welcher Gesellschaft Grillparzer den Dioskuren Weimars folgen dürfe. Als Goethe von der Meinungsverschiedenheit des Publikums, wer größer sei, er oder Schiller, hörte, entgegnete er ganz treffend — obgleich es ihm wohl kaum von Herzen kam — die Deutschen sollten den Mund halten und sich freuen, zwei

Heiter, Franz Grillparzer.

solche Kerle zu besitzen. Grillparzer ist ein großer Dichter, er wird für immer einen hervorragenden Platz unter den ersten Dramatikern aller Völker behaupten, und Oesterreich darf mit vollem Recht den hundertsten Gedenktag der Geburt seines großen Sohnes festlich begehen — wenn auch eine starke Beimischung von Vermut der Begeisterung des Tages nicht fehlen wird.

Grillparzer wurde am 15. Januar 1791 zu Wien als der Sohn sehr wohlhabender, an bedeutende Einkünfte gewöhnter Eltern geboren. Sein Vater war Hofgerichtsadvokat. Die Erziehung der vier Kinder war eine völlig systemlose, welche der religiösen Grundlage durchaus entbehrte. Der Vater, dessen Dissertation über die Appellation an den römischen Stuhl auf den Index gesetzt worden war, huldigte josephinischen Anschauungen und sandte seine Kinder eben so wenig in die Kirche, als er selbst hineinging, so daß Franz, als er als Gymnasiast der hl. Messe beiwohnen mußte, seinen Mitschülern abjah, wie sie sich während der hl. Handlung verhielten. Die Mutter, welche wenigstens am Sonntag die Kirche besuchte, schenkte der religiösen Erziehung der Kinder eben so wenig Beachtung, sodaß Grillparzer wie ein kleiner Heide aufwuchs. Man muß sich diese Umstände vergegenwärtigen, um die spätere bedauerliche Stellung des Dichters zum Christentum zu begreifen; er hat thatsächlich nie Verständnis für den Katholizismus gewonnen und ihn immer nur betrachtet als ein großartiges Kunstwerk.

Der Unterricht der Kinder wurde Personen in die Hände gelegt, welche wohl Verstand und Kenntnisse besaßen, nicht aber das Vermögen, sie Kindern mitzuteilen. Der Vater stellte die Hofmeister an, legte ihnen dar, was den Kindern beizubringen sei, gab für deren Verhalten die strengsten Maßregeln und — kümmerte sich von da an monatelang nicht mehr um die Erziehung seiner Kinder, bis ein Zufall die grellsten Mißstände zu Tage förderte. Dann ward ein neuer Hofmeister engagiert, der eine andere Nummer, aber denselben Faden spann. Die Mutter ihrerseits, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, quälte ihren Sohn schon früh mit Klavierunterricht.

Indessen gewann der lesebegierige, sich gern abschließende Franz doch Zeit genug, sich in die Lektüre von Gespenster- und Rittergeschichten zu versenken, für welche auch sein Vater, der aufgeklärte Advokat, eine große Vorliebe zeigte. Die Phantasie Grillparzers bevölkerte sich mit den Gestalten heldenmütiger Räuber und deren anmutigen Geliebten, den Fragen abschreckender Gespenster und dem Gräuel entsetzlicher Thaten. Das Gelesene ward indessen auch in Szene gesetzt, indem er mit Hilfe seiner Geschwister und anderer Kinder kleine Geister- und Ritterdramen zur Aufführung brachte, wozu er die Anleitung im häufigen Besuch des Theaters fand. Diese geistige Beschäftigung genügte ihm noch, als er Gymnasiast wurde und dann, mit

„leidlichem“ Abgangszeugnisse versehen — er galt bei den Lehrern als ein mittelmäßiger Kopf — die Universität behufs Studiums der Rechtswissenschaft besuchte. Die Nachwirkungen dieser Leserei finden wir noch in dem ersten Stücke Grillparzers, der „Ahnfrau“, wieder.

Im übrigen verlief Grillparzers Jugend, wie sie bei den meisten großen Dichtern zu verlaufen pflegt. Er begann früh zu dichten und flößte damit dem Vater große Besorgnisse für das spätere Fortkommen des Sohnes ein. Aus dem Theaterspielen erwuchsen kleine Liebesleien, die ohne weitere Bedeutung waren. Als er zum ersten Male auf der Bühne in guter Aufführung Schillersche Dramen, namentlich „Don Carlos“ sah, fühlte er sich hingerissen und zur Abfassung eines „ungeheuer langen“ Trauerspiels, „Blanka von Castilien“, dem weitere folgten, begeistert.

Die Napoleonischen Kriege, unter deren Nachwirkungen die österreichische Monarchie so schwer zu leiden hatte, stellte indessen schon bald seine Freude an der Dichtkunst in den Hintergrund, zumal ihm das Schicksal des Vaterlandes ebenso sehr zu Herzen ging wie seinem Vater, der in seinen Einnahmen die Ungunst der Zeiten empfindlich verspürte.

In dieser Zeit, 10. November 1809, starb der Vater, erst 49 Jahre alt, und ließ seine Familie in den drückendsten Verhältnissen zurück. Dem jungen Dichter fiel nun die schwere Aufgabe zu, für die Familie zu sorgen, und er that es bereitwilligst, indem er als Student der Universität Wien zunächst jungen Adelligen Unterricht in den Rechtswissenschaften erteilte. Er dichtete viel in dieser Zeit und nahm häufig Anläufe zu historischen Dramen, aber der Versuch, ein Trauerspiel an einer Bühne zur Aufführung zu bringen und dadurch seine schmalen Einnahmen zu vermehren, mißlang. Er vollendete nun mit um so größerem Eifer seine Studien und nahm sodann im Frühjahr 1812 bei dem Grafen Seilern die Stelle eines Informators an. Anfangs fühlte er sich in seinen neuen Verhältnissen, die ihm zu eigenem Studium viel Zeit ließen, ganz behaglich; als aber der Hofmeister des Grafen entlassen wurde und er auch dessen Obliegenheiten zu versehen hatte, begann, wie er selbst sagt, die traurigste Zeit seines Lebens. Nur aus Zwang, in dem Bewußtsein, gegen Mutter und Geschwister heilige Pflichten erfüllen zu müssen, blieb er noch. Im Jahre 1813 übernahm er obendrein die Stellung eines unbesoldeten Praktikanten bei der Wiener Hofbibliothek, um sich auf diese Weise in eine amtliche Laufbahn einzuarbeiten. Solchen Anstrengungen war seine schwache Konstitution nicht gewachsen. Er verfiel bei einem Aufenthalte auf des Grafen Schlosse in ein gefährliches Nervenfieber und ward aus Angst vor Ansteckung von der Familie des Grafen völlig im Stich gelassen.

Als er nach langer Krankheit als halb Genesender nach Wien zurückkehrte und Ende 1813 durch Vermittlung des Grafen Serberstein zuerst Expedient in der Zollverwaltung, dann eine Art Untersuchungsrichter in Schmuggelsachen geworden war, warf er sich mit leidenschaftlichem Eifer auf das Studium des Griechischen und Spanischen, welsch' letzteres von wesentlichstem Einfluß auf seine litterarische Laufbahn werden sollte. Er übersezte ein paar Scenen aus Calderons bekanntem Schauspiel „Das Leben ein Traum“ und gab sie dem befreundeten Redakteur eines Modeblattes auf dessen Drängen zur Veröffentlichung. Der Abdruck erfolgte indessen erst nach monatelanger Verzögerung am 5. Juni 1816 und erst, als das genannte Stück Tags vorher in Schreyvogel's, des Dramaturgen am Wiener Hoftheater, Uebersetzung über die weltbedeutenden Bretter gegangen war. Der Redakteur benutzte diesen Anlaß, um Grillparzer auf Kosten Schreyvogel's zu loben und die Uebersetzung des letzteren in beleidigender Weise herabzusetzen. Schreyvogel, welcher aus unbedeutenden, in der Vergangenheit liegenden Gründen Veranlassung zu der Annahme zu haben glaubte, daß Grillparzer aus kleinlicher Nachsicht an der Kritik beteiligt sei, war entriistet und gab seine Empfindungen dem jungen Dichter zu erkennen. Grillparzer erteilte dem Dramaturgen genügende Aufklärung und gewann in ihm einen wahrhaften Freund und Berater, der ihm sein Leben lang treu geblieben ist und den Anstoß zu dem nun folgenden energijchen dramatischen Schaffen Grillparzers gegeben hat.

Schreyvogel ermunterte nämlich bei jener ersten Unterredung den jungen Mann, sich doch an dramatischen Arbeiten versuchen zu wollen; gewiß habe er bereits einen solchen Stoff im Kopfe. Allerdings, Grillparzer hatte einen. Er erzählte Schreyvogel, daß ihn die Geschichte eines Kammermädchens, das, ohne dessen Gewerbe zu kennen, einen Räuber liebte und nach der Entdeckung dieses Umstandes wahnsinnig geworden war, angezogen habe; mit derselben habe sich in seinem Geiste ein Märchen verbunden, in welchem ein junges Mädchen ihrer als Gespenst umgehenden Großmutter sehr ähnlich sah und hierdurch graufige Verwechslungen hervorrief. Das sei, meinte er, in der gehörigen Umarbeitung ein Stoff für ein Trauerspiel. Schreyvogel war ganz Feuer und ermunterte den jungen Dichter zur sofortigen Inangriffnahme des Stückes. Indessen kam Grillparzer vorläufig nicht dazu; erst als Schreyvogel von neuem zur Ausarbeitung drängte, nahm er das Stück vor und schrieb es wie im Fieber in fünfzehn bis sechzehn Tagen ohne jede Korrektur fertig.

Am 31. Januar 1817 ging das Stück am Burgtheater in Scene, nahm dann seinen Lauf durch ganz Oesterreich und Deutschland und brachte allenthalben die ungeheuerste Wirkung

hervor. Jene Zeit hatte Freude am Gespenstigen und Unheimlichen, an der Darstellung des Rätselhaften im menschlichen Leben. Im Jahre 1809 hatte Werner, eigentlich aber schon Schiller, mit „Der vierundzwanzigste Februar“ den Anfang gemacht, welchen Müllner mit seiner „Schuld“ höchst erfolgreich fortsetzte. In beiden, von echt dramatischem Leben beseelten Schauspielen sollte das tragische Moment nicht in den Personen und ihren Handlungen liegen, sondern ein beständig über ihren Häuptern schwebendes und drohendes geheimnisvolles Etwas, welches sich ihrem Machtbereich völlig entzog, sollte den Ausschlag geben. Das Schicksal der Alten, dessen Wendungen selbst die mächtigen Götter sich nicht entziehen konnten, wurde in moderner Gestalt auf die Bühne gebracht. Befriedigen konnte seine Anwendung nicht, weil der Christ weder ein Schicksal noch einen Zufall in den Wechselfällen menschlichen Lebens erkennt, sondern überall das Walten einer allweisen Vorsehung annimmt. Grillparzer wollte, wie wir sehen werden, den Begriff des Schicksals fallen lassen; indessen war die Einwirkung seiner Vorgänger mächtig genug, um auch in seinem Erstlingsdrama die Spuren derselben geltend zu machen.

Der Gang der Handlung in „Die Ahnfrau“ ist folgender.

Die Ahnfrau der Grafen von Borotin hatte eine sündige Liebe gehabt und fiel unter dem Dolche ihres entriüsteten Gatten. Die Frucht jener Liebe war ihr ältester Sohn. So ist das Geschlecht Borotin auf eine Sünde gegründet, und zur Strafe für diese Sünde muß die Ahnfrau nächtlicherweile umgehen, bis der letzte Borotin von der Erde geschieden. Der Dichter hat indessen versucht, diese rein mechanische, nur am Neuzern haftende Auffassung der fattsam bekannten weißen Frau zu vertiefen, indem er ihr auch über den Tod hinaus menschliches Fühlen verlieh: Die Ahnfrau wird von widersprechenden Empfindungen gequält; sie muß das Geschlecht, in welchem sie die stete Erinnerung an ihr Verbrechen sieht, hassen; sie muß es lieben, weil es ihrem eigenen Blut entsprossen ist.

Der Dichter deutet die Grundlage seines Stückes kurz an und wendet sich dann der Handlung zu. Borotin hat keinen Erben, denn sein einziger Sohn verschwand im Alter von drei Jahren. Seine Tochter Bertha liebt einen fremden Adligen, Jaromir von Eschen, von dem sie eben ihrem Vater erzählt, als jener, angeblich von Räubern verfolgt, in das Schloß stürmt. Er wird vom Grafen freundlich aufgenommen.

In der Nacht erscheint Jaromir die Ahnfrau, welche er, da sie Bertha völlig gleicht, für seine Geliebte hält. Als letztere und der Graf mit Jaromir zusammenkommen, klären sie ihn über das Geheimnis ihres Hauses auf, er beteuert indessen, trotzdem an Bertha festhalten zu wollen. In diesem Momente tritt ein königlicher Hauptmann ein, der mit seinen Soldaten

auf der Verfolgung der Räuber begriffen ist. Er erzählt dem Grafen von den Gewaltthaten jener Bande und entfesselt den Zorn des alten Hauden so sehr, daß derselbe sich entschließt, ebenfalls sich auf die Spur der Räuber zu begeben. Jaromir aber wird von Bertha in sein Zimmer geführt. Als sie nach einiger Zeit nach ihm sieht, ist er zu ihrem Entsetzen durch das Fenster entflohen.

Im dritten Akt stellt er sich wieder ein und enthüllt seiner Geliebten unter einem ungeheuren Redeschwall, daß er Räuber Jaromir sei. In Bertha entsteht nunmehr ein großer Kampf, ob sie ihm treu bleiben soll oder nicht — die Liebe zu ihm, genährt durch Jaromir's glühende Beteuerungen, siegt endlich. Jaromir verabredet daher mit ihr zu fliehen und nimmt, trotz der energischen Abwehr Bertha's, einen an der Wand hängenden Dolch, denselben mit welchem der betrogene Gatte einst die Ahnfrau ermordet.

Der vierte Akt bringt das Verhängnis, welches der scharfsinnige Leser leicht geahnt haben wird. Der auf der Verfolgung begriffene Graf wird in der Dunkelheit von Jaromir tödlich verwundet.

Im letzten Aufzug kommt eine Fülle von schrecklichen Auftritten. Jaromir erfährt, daß er der Sohn Borotin's, somit der Mörder seines Vaters, der Geliebte seiner Schwester ist. Da er indessen in seinem Innern nicht jenes fürchterliche Entsetzen spürt, das der Mord des eigenen Vaters hervorrufen müßte, und er in Bertha noch immer seine Geliebte, nicht die Schwester sieht, so glaubt er, jene Schreckensnachricht sei unwahr, die Natur betrüge ihn nicht. Er will Bertha trotz des Vorgefallenen zu der Seinen machen. Da erscheint die Ahnfrau, das Ebenbild der Tochter Borotins, und zieht ein Tuch von einer fargähnlichen Erhöhung; Jaromir sieht Bertha als Leiche. Aber er glaubt nicht an ihren Tod, sie, die vor ihm stehende Ahnfrau, hält er für seine Geliebte und er schließt sie in wahnsinniger Leidenschaft in seine Arme. Die Ahnfrau umfängt ihn und tot sinkt der letzte Borotin zur Erde. Die Ahnfrau aber kann zur Ruhe gehen.

Wie wir sehen, spielt das geheimnisvolle Etwas, was wir Zufall nennen würden, in dem Stück eine ausschlaggebende Rolle. Zufällig sieht Bertha der Ahnfrau ähnlich, zufällig ist es, daß Jaromir seine Schwester zu seiner Verlobten macht, zufällig ersticht er seinen eigenen Vater und zufällig mit demselben Dolch, der einst auch dem Leben der Ahnfrau ein Ziel setzte. Grillparzer wehrte sich dagegen, daß das Gespenst des antiken Schicksals in seinem Schauspiel in modernem Aufputz erscheine. Der Begriff des Fatums, sagt er, sei ein Ausfluß des Strebens gewesen, ein Causalitätsband unter den Erscheinungen des moralischen Lebens herzustellen. Dies Streben bestehe heute noch, obgleich

das Christentum uns einen allwaltenden Gott gegeben. Das Gemüt erkläre sich alles Geschehnde als von dem Allerhöchsten ausgehend, der grübelnde Verstand aber beginne von dem Einzelfalle an eine Kette bis zur letzten Ursache herzustellen. Seltsamerweise oder vielmehr konsequenterweise kommt der ungläubige Dichter zu der Behauptung, das gelinge dem Verstande nicht; die Phantasie springe ihm hilfreich bei und verknüpfe die hier und dort sichtbaren Ringe der in Dunkel gehüllten Kette mit ihrem Bande. Daher stamme der Glaube in Glück, Zufall, Vorbedeutung, unheilbringende Tage, Astrologie usw. Der Glaube an Gott werde dadurch nicht gestört, sondern nur für Augenblicke vergessen; die Phantasie aber werde zufrieden gestellt. Das Schicksal sei bei uns nicht Frucht der Ueberzeugung, sondern der dunklen Ahnung.

Im Großen und Ganzen läuft die Erklärung Grillparzer's darauf hinaus, daß der Zufall, d. h. die unselige Verkettung an sich unbedeutender Umstände die Katastrophe herbeiführe. Damit ist die Verzerrung jedes echt tragischen Moments, die Aufhebung einer sittlichen Weltordnung, gegeben. Die freie Willensbestimmung ist aufgehoben; der Zufall kleidet sich in die abschreckende Gestalt einer finsternen Macht, deren Spielball die auftretenden Personen sind. Die sittliche Erhebung, welche jedes Trauerspiel hervorbringen soll, schwindet; in dem drückenden Bewußtsein, daß unser Schicksal in die Hand des blinden Zufalls gelegt ist, würden wir das Theater verlassen, wenn nicht der Glaube an die Vorsehung uns über das finstere Gebilde des Dichters tröstete.

Daß trotz alledem die Ahnfrau eine so ungeheure Teilnahme — allerdings nur beim Publikum, die Kritik verhielt sich ziemlich abwehrend — hervorrufen konnte, ist ein Beweis für das machtvoll hervorquellende dramatische Talent des Dichters. Der Stoff hat freilich für unsere Zeit nichts Anziehendes mehr; die Häufung von Entsetzlichkeiten, von denen ein gut Teil wider unser natürliches und sittliches Gefühl streitet, widert uns an. Aber darüber hinaus können wir nicht umhin zuzugestehen, daß der Dichter mit großem Geschick operiert und seine grellen Effekte — denen er auch in seinem späteren Schaffen treu blieb — an der rechten Stelle anzubringen versteht, sodaß sie aus der Situation mit Notwendigkeit hervorgegangen zu sein scheinen. Er berechnet so sicher, daß der Zuschauer schließlich nicht überrascht sein kann, wenn das Ungeheure geschieht. Das Stück hielt sich denn auch bis in die siebziger Jahre auf der Bühne und wurde im Burgtheater bis 1875 achtundachtzigmal gegeben.

Weit weniger glücklich war Grillparzer im Ausdruck der Seelenbewegungen, welche in seinem Stücke so stürmisch Wellen schlagen. Ein echtes Empfinden pulsiert trotz allen Sturmes und Dranges nicht in den Personen, ihre Aeußerungen zeugen nicht

von Tiefe und Innerlichkeit und hohle Deklamation tritt an Stelle warm hervorbrechenden Gefühls. Die Charaktere sind nicht ausgestaltet, vollends Jaromir ist kaum mehr als ein wortreicher Renommist.

II.

Der alle Erwartung übersteigende Erfolg seines ersten, bühnenfähigen Stückes — dessen Aufführung ihm selbst nicht den mindesten Genuß bereitete — eiferte den jungen Dichter natürlich zu weiteren Produktionen an, obgleich bei den damaligen Honorar-Verhältnissen für ihn selbst der materielle Gewinn — 500 Gulden — ein geringer war. Er wollte einen ähnlichen romantischen Stoff behandeln, den er später in „Der Traum ein Leben“ ausarbeitete; äußere Umstände reiften indessen in ihm den Voratz, den in der Ahnfrau eingeschlagenen Weg zu verlassen und den entgegengesetzten zu verfolgen. Aus Anlaß seines Stückes redete nämlich alle Welt, voran die litterarische Kritik, soviel von ihm und seiner Ritter-, Räuber-, Gespenster-, und Schicksalspoesie, und es erschien so manche Parodie seines Stückes, daß ihn ein Ekel vor der ganzen Dichtung überkam und er sich entschloß, der Welt zu zeigen, daß sein Talent auch einen durchaus einfachen Stoff wirkungsvoll gestalten könne. Aber er fand keinen geeigneten, obgleich in ihm „alle Brandfackeln der Poesie“ glihten. Der Zufall brachte ihn durch einen Bekannten auf die Geschichte der griechischen Dichterin Sappho, welche ihn sofort begeisterte und zum Schaffen trieb. Wieder kam der feurige Drang raschen Hervorbringens, der sein Schaffen in jungen Jahren charakterisierte, über ihn. Ohne sich eine Erholung zu gönnen, schrieb er Tage und Nächte hindurch; die Feder flog in rasender Geschwindigkeit über das Papier, Bilder und Gedanken flossen ihm reichlich zu und wie von selbst reihete sich Vers an Vers; die Inspiration, welche er seinen Gott nennt, hatte sich ihm noch nie so gnädig erwiesen. In drei Wochen war das umfangreiche Trauerspiel fertig; Schreyvogel las es und nahm es an. Die Aufführung, welche am 21. April 1818 im Burgtheater erfolgte und durch Frau Schröder als Sappho auf den Gipfel der Vollendung gehoben wurde, erregte eine „unglaubliche Sensation“. Der materielle Erfolg war wiederum gering; es regnete Lorbeerblätter auf den Dichter; der goldene Regen, den er so eifrig ersuchte, blieb aus. Erst später hat Grillparzer von den vielen Aufführungen „Sappho's“, die bis zu seinem 1872 erfolgten Tode auf dem Burgtheater noch stattfanden, nennenswerten Vorteil gezogen.

Ein merkwürdiger Sprung, den Grillparzer von der Ahnfrau zu Sappho machte! Stofflich ein Sprung aus der Räuber-